



Warst du der Rabbi Hillel?

Rabbi Hillel, einer der Großen, weithin Gerühmten, dem weisen Rabbi Hillel, der verehrt wurde von seinen Schülern und Anhängern und der doch ein ganz bescheidener, stiller Mann geblieben war zeit seines Lebens, dem Rabbi Hillel gelang es, wie die Chassidischen Legenden berichten, für einen kurzen Augenblick aus dem Jenseits zurückzukommen. So stark waren seine spirituellen Kräfte, so tief war seine Frömmigkeit, dass ihm solches – ja – erlaubt wurde.

Er lag auf seinem Sterbebett. Auch die großen, weisen, ganz verinnerlichten, heiligmäßigen Lehrer sterben eines Tages. Seine Schüler, seine Anhänger rings aus dem ganzen Land waren gekommen, um Abschied zu nehmen. Sie standen stumm betend um sein Bett und sahen, wie das Gesicht des Rabbi Hillel heller und heller, strahlend wie ein Licht wurde. Sein Atem wurde klein und immer kleiner, aber von innen her leuchtete der Rabbi, dass das Zimmer strahlte und gließte und geradezu funkelte.

Auf einmal schlug der Rabbi die Augen auf und begann zu sprechen. Nicht laut, aber ganz und gar verständlich. Er sagte: „Es ist alles ganz anders, das darf ich euch sagen. Ich habe gehört, was Gott in der strengen Prüfung fragt. ‘Wer warst du?’ fragt er. ‘wer hast du dich bemüht zu sein?’ Und wenn die Geprüften anheben, ihre guten Vorsätze und ihre Absichten und ihre Mühe darzulegen, dann sagt der Vater von uns allen:

‘Nein – du musstest nicht Abraham sein. Und nicht Moses. Du musstest kein Heiliger sein, kein anderer, sondern: Warst du der Rabbi Hillel? Bist du der gewesen – der Rabbi Hillel? So geht die Frage in der anderen, in der wirklichen Welt!’

Und als er das gesagt hatte, löschte das Licht des Rabbi Hillel ganz still, in einem wunderbaren Schein aus.

So geht die Legende der Chassidim. Sie ist nicht schlau zu kommentieren. Nicht zu beweisen. Sie trennt das Wichtige vom Unwichtigen. Sie liefert kein Rezept. Sie verlangt mir etwas ab. Ich muss mir klar werden über etwas. Ich muss wohl damit anfangen.

Es gibt jetzt gar kein „apropos ...“ Die Moral von der Geschichte *ist* die Geschichte.

Vor ein paar Wochen kam ich mit jemandem ins Gespräch, der ganz genau wusste, dass er zu Weihnachten nicht zu Hause sein würde, nicht unter einem eigenem Weihnachtsbaum zu sitzen käme, nicht die liebevolle Wärme eines Familienweihnachtsfestes erleben würde – und auch nicht die anstrengende Freundlichkeit für einen Abend, die das missverstandene Fest, „das die Familien zusammenführt“, ja auch sein kann.

Das war eine Krankenschwester. Und die nötigte durch dieses Bewusstsein einem nun nicht etwa ab, das Lied „Hoch klingt das Lied von der braven Frau“ – respektive vom braven Mann – anzustimmen. Die freute sich, in diesen Tagen ihrer Arbeit nachgehen zu können – mit Nachtdienst, mit Tagdienst –, aber sie freute sich nicht angestrengt oder wichtigerisch. Sie wusste, dass sie etwas Sinnvolles tun würde – und drum hatte sie ja wohl auch den Beruf ergriffen –, aber es war für sie selbstverständlich. Sie erzählte von den Ärzten, die, wenn sie Frau und gar Kinder haben, freilich manchmal etwas betroffen sind, wenn sie Dienst tun; aber andererseits wissen auch sie, dass die Notwendigkeit, die Erkenntnis der Notwendigkeit, das ganz besondere Klima auch in einem Krankenhaus zu Weihnachten den Sinn dessen, was man zu tun hat, noch sinnvoller werden lassen. Nicht größer. Ohne Sentimentalität, einfach wissend: Wer jetzt von den Patienten nicht heimgehen konnte, der brauchte wirklich Hilfe. Wer jetzt Schmerzen hatte, hatte sie womöglich doppelt. Über wen jetzt die Trauer herfiel, der musste aufgefangen werden. Von einem Arzt, von einer Schwester oder Pflegerin. Und die Widmung, die der Patient erfahren konnte, war manchmal gelassener, war manchmal tapferer, geduldiger.

Und es sei nicht selten, so die Krankenschwester, dass neben dem Jammer und der begreiflichen Traurigkeit von Kranken, gerade von diesen eine große Kraft ausgehe. Natürlich sei der Geruch eines Tannenzweiges eine zärtliche Verbindung zurück in das, was an der Kindheit gut und beglückend gewesen war. Aber auf einmal Weihnachten, dieses unvernünftige, ganz aus der reinen Verstandeswelt ausbrechende Fest, so einfach, so ganz einfach auf sich gestellt zu erleben: das kann auch – wenn alle Sentimentalität notwendigerweise ganz von selbst abfällt – Sentimentalität, dieses Gefühl der Mörder, Sentimentalität, dieser Ersatz für wirkliches Gefühl, für wirkliche Empfindung –, das kann auf einmal etwa Neues in einem entstehen lassen. Dass dieses Weihnachten ja bloß der Beginn war. Bloß der Anfang. Aus dem durch lange Zeit hindurch etwas zu entstehen hatte. Das allerdings zu unrecht in die Hände der Exegeten und der Dogmatiker, zu Unrecht in die Häse der Ganzgenauwisser und Gehorsamforderer, zu Unrecht in die Pfoten der Händler und der Verfechter des offenen oder verkaufsfreien Samstags gefallen war.

Ja, das habe sie von Patienten erlebt, die auf einmal die Ruhe hatten, die aufgezwungene, aber auch die plötzlich da seiende Pause, über mehr als die Heilung der akuten Krankheit nachzudenken. Und die in diesem Weihnachten und die in dieser Gemeinschaft mit den Pflegenden, womöglich mit Heilungsversuchen Beschäftigten eine neue Dimension erlebten.

Ist das nicht so? Weihnachten verlangt nicht, dass man ein Heiliger wird. Aber da gibt es eine Chance, einen Gedanken dahin zu schicken, wie man der Rabbi Hillel wird. Man selbst.

„Wir wissen ja nicht, die wir im Schweren sind bis über die Knie, bis an die Brust, bis ans Kinn“, sagt Rainer Maria Rilke. „Aber sind wir denn im Leichten froh, sind wir nicht fast verlegen im Leichten? Unser Herz ist tief, aber wenn wir nicht hineingedrückt werden, gehen wir nie bis auf den Grund. Und doch, man muss auf dem Grund gewesen sein. Darum handelt sich’s.“

Axel Corti, Der Schalldämpfer, 26. Dezember 1993